

Wie rekonstruiert man einen Landschaftspark?

TU-Wissenschaftler liefern Grundlagen für die angewandte Gartendenkmalpflege

Der große Meister des Landschaftsgartens, Hermann Fürst von Pückler-Muskau, beschrieb in seinem Werk „Andeutungen über Landschaftsgärtnerie“ von 1834 präzise, wie Gartenwege anzulegen und zu bauen seien. Sie seien „so zu führen, dass sie auf die besten Aussichtspunkte ungezwungen leiten“, „die übersehbaren Flächen, durch die sie führen, nur in malerischen Formen abschneiden“, und sie müssten „technisch gut gemacht werden, immer hart, eben und trocken“ sein. Doch Buchweisheiten sind das eine, die Praxis ist das andere.

In einem dreijährigen, nun abgeschlossenen DFG-Forschungsvorhaben „Historische Bauforschung und Materialverwendung im Garten- und Landschaftsbau“ untersuchten Prof. Dipl.-Ing. Heinz W. Hallmann und Dr.-Ing. Jörg-Ulrich Forner vom Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung an der TU Berlin deshalb, ob die namhaften Gartenkünstler auch so gebaut, wie sie es niedergeschrieben hatten. Es sei vorweggenommen, dass Pückler-Muskau in beeindruckender Weise den Landschaftsgarten in Branitz und den Park in Potsdam-Babelsberg so ausführte, wie er sie erdacht hatte. Nicht jedem Gartenbaukünstler war das vergönnt.

Hallmann und Forner konzentrierten sich bei ihren Forschungen auf die Untersuchung des Baus von Wegen und Wasseranlagen in Gärten und Parks. Der Untersuchungszeitraum erstreckte sich auf 140 Jahre von 1800 bis 1940. Für den Vergleich werteten sie über 250 Quellen aus und untersuchten deutschlandweit 21 Wegebauten und Wasseranlagen in denkmalgeschützten Garten- und Parkanlagen unter anderem im Branitzer Park, auf der Pfaueninsel Berlin und im Schlosspark Wilhelmshöhe in Kassel. Bis Mitte der 90er-Jahre des 20. Jahrhunderts gab es in Deutschland keine Forschung



Nichts für Gartenanfänger: das so genannte Broderieparterre im Park des Charlottenburger Schlosses in Berlin

zur originalen Material- und Baustoffverwendung im Garten- und Landschaftsbau. Erste Anfänge dazu unternahm Professor Hallmann Ende der 1980er-Jahre an der TU Berlin. Anhand des Quellenstudiums und gartenhistorischer Grabungen wurde es möglich, die historische Entwicklung des Wege- und Wasseranlagenbaus zu rekonstruieren. Erstmals gelingt den TU-Wissenschaftlern zum Beispiel der Nachweis, dass bereits 1864/65 bekannt war, wie Wasserbecken mit Zementmörtel und „Betonfertigteilen“ zu bauen sind. Sie stellen fest, dass „die Bauweisen der in Gärten und Parks integrierten Wasseranlagen ihre

Anregungen und Impulse teilweise aus dem landwirtschaftlich-ökonomisch erforschten Bereich des Wasserbaus“ bezogen und technologische Entwicklungen im Straßenbau bei der Anlage von Fahrwegen in Gärten und Parks adaptiert wurden. Die Gartenkunst selbst beeinflusste ingenieurmäßiges Bauen. Entwickelte Entwässerungssysteme, um die Damen nach Regengüssen auf den Parkwegen trockenen Fußes lustwandeln zu lassen, fanden ihre modifizierte Anwendung auch im Straßenbau.

Der technische Fortschritt wandelte zudem das Berufsbild. Kunst und Technik wurden im Gartenbau nicht

mehr länger als Widerspruch begriffen.

„Die Forschungsergebnisse dienen der angewandten Gartendenkmalpflege bei der Sanierung, Rekonstruktion und zukünftigen Pflege der Garten- und Parkanlagen“, sagt Dr. Jörg-Ulrich Forner. „Mit diesem Wissen kann eine präzise Analyse und Bewertung der vorgefundenen Bausubstanz durchgeführt werden. Es wird deutlich, was erhaltenswert ist, weil es original so gebaut wurde, und welche baukonstruktiven Teile der Anlagen neuzeitlich, also später, angefügt wurden.“

Sybille Nitsche

Campusbau in China

Die Zhejiang University in der chinesischen Provinzhauptstadt Hangzhou will ihren Campus für rund 50 000 Studienplätze auf einem bisher landwirtschaftlich genutzten, fast vier Quadratkilometer großen Areal erweitern. Wang Bingchen, Architektur-Absolvent der TU Berlin, und eine Gruppe chinesischer Studierender entwickelten mit der Beratung und Betreuung durch Professor Peter Berten, Fakultät VII, Studiengang Architektur, ein Konzept, mit dem sie in einem von der Zhejiang University ausgelobten Wettbewerb als Sieger hervorgingen. Die entscheidende Idee des Entwurfs ist ein sehr behutsamer Umgang mit der bisher durch die Landwirtschaft, Wasserläufe und Teiche geprägten Topografie und die adäquate Einbindung der neuen Gebäudeanlagen. Die Universität wünscht eine weitere Zusammenarbeit bei der Entwicklung des Projektes. Professor Berten und Wang Bingchen werden in Kürze nach Hangzhou reisen, um die Beratungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten für den zunächst notwendigen Masterplan auszuloten. Die Fakultät VII beabsichtigt ein interdisziplinäres Beraterteam zu organisieren, deren Arbeit auch in das interne Lehr- und Forschungskonzept eingebunden ist. *tui*

Hohes Ansehen der TU Berlin in Fernost

Der chinesische Ministerpräsident Zhu Rongji hat die Universitäten des Landes aufgefordert, internationale Kooperationen mit „weltführenden“ Universitäten zu suchen. China will damit ausländische Talente ins Land holen, eigene fördern und die internationale Konkurrenzfähigkeit steigern. Neben hochrangigen Universitäten aus aller Welt erscheinen auch sieben deutsche Unis in dem Papier, unter ihnen die TU Berlin. Das berichtet Prof. Dr. Ulrich Steinmüller, der als erster Deutscher das Amt eines Dekans an einer chinesischen Universität, der Zhejiang Universität in Hangzhou, bekleidet (siehe S. 1). *pp*

Historische Häutungen – Von der Geschichtsrüine zur Ikone der deutschen Hauptstadt

Die Berliner Republik und ihr Umgang mit dem symbolischen Stadtraum



Die Rückkehr des Pariser Platzes wurde als Anschluss an das „bürgerliche Berlin“ gefeiert

Berlin ist das nationale Symbol und die Klammer für ganz Deutschland.“ Solche Statements haben mittlerweile jegliche Provokation verloren. Das war vor 15 Jahren noch anders. Erbittert wurde über die Rolle Berlins in dem wieder vereinigten Deutschland gestritten. Fast vergessen ist, dass die Bundestagsentscheidung für Berlin als neue, alte Hauptstadt mehr als knapp ausging. Nur mit 18 Stimmen mehr siegte Berlin vor Bonn. Die „Ängste und Sorgen, für die dieses knappe Ergebnis steht, sind ein Grund dafür, dass die symbolische Hauptstadtgestaltung eine solche Gratwanderung wurde und für so viele Debatten sorgte“, sagt Cornelia Siebeck.

Mit diesem schwierigen, bisweilen quälenden Prozess der Hauptstadtwerdung hat sich die TU-Absolventin unter anderem in ihrer Magisterarbeit beschäftigt: „Inszenierung von Geschichte in der ‚Berliner Republik‘. Der Umgang mit dem historisch-symbolischen Raum zwischen Reichstagsgebäude und Schlossplatz nach 1989“ war das Thema. Cornelia Siebeck führt dazu auch Stadtführungen durch. Vom Reichstag geht es zum sowjetischen Ehrenmal, über den Pariser Platz mit seiner Neubebauung zur Straße Unter den Linden Richtung Schlossplatz.

Über die Hauptstadtdebatte Anfang der 1990er-Jahre und die sich daran anschließende zur „Berliner Republik“ näherte sich Cornelia Siebeck dem Gegenstand ihrer Arbeit. In beiden Diskursen widerspiegeln sich der Wunsch nach „Versöhnung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, der Wunsch nach Aufbruch in eine neue Zukunft, ohne sich der Vergangenheit zu entledigen. Cornelia Siebeck untersuchte, wie sich dieses Verlangen in dem geschichtsträchtigen Stadtraum zwischen Reichstag und Schlossplatz seit 1989 niederschlug, auf welche Weise das neue Deutschland diesen Raum prägte.

In drei Kapiteln sucht sie eine Antwort darauf. In dem ersten Kapitel „Die Berliner Republik gibt sich ein Gesicht. Der Reichstag“ skizziert sie die „merkwürdige Metamorphose“ dieses

Gebäudes „von einer Geschichtsrüine zur Ikone der ‚neuen‘ Bundesrepublik.“ Das Parlamentsgebäude mit seiner gläsernen transparenten Kuppel sei zum Symbol für das neue Deutschland geworden, und sie rekonstruiert, wie dies geschah. Plädierten die Konservativen für die historische Rekonstruktion der Kuppel, wiesen andere dies als „wilhelminisch“ und „unangemessene Machtdemonstration“ zurück. Mit der Glaskuppel, auf die man sich einigte, sei schließlich eine „idealtypische Synthese aus Alt und Neu“ gelungen. In all diesen Auseinandersetzungen inszenierten die verschiedenen politischen Eliten des Landes ihr jeweils eigenes Geschichtsbild, so Siebeck.

Aber nicht nur die politisch Agierenden suchten nach einem Mittelpunkt. Der Stadt selbst war quasi über Nacht am 9. November 1989 die alte Identität als eine geteilte Stadt abhanden gekommen. Siebeck konstatiert in ihrem zweiten Kapitel „Die Sehnsucht nach der heilen Stadt“, dass Berlin nach der Wende nur noch als zerstörte Stadt wahrgenommen wurde, die es

nun zu heilen galt. Auf dieser Vorstellung fuße das gesamte Projekt der „kritischen Rekonstruktion“ des historischen Zentrums. Der Neubau des Hotels Adlon, die „Rückkehr“ des Pariser Platzes, der Abriss von DDR-Bauten in der Straße Unter den Linden wurden, so Siebeck, als Anschluss an das „gute“ und „bürgerliche“ Berlin gefeiert.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich Cornelia Siebeck mit der „Last der Vergangenheit“ und dem „richtigen Gedenken“. Dabei verweist sie auf einen Konflikt, mit dem die Hauptstadt immer wieder zu kämpfen haben wird und den der amerikanische Publizist Michael Z. Wise als ein Dilemma zwischen dem Wunsch nach der Rekonstruktion positiver historischer Bilder und dem Erinnerungsgebot an die dunklen Kapitel der deutschen Geschichte beschreibt. Eine Auseinandersetzung, die sich in der Debatte des Holocaust-Mahnmals spiegelte und die ihren Fortgang nimmt in der Diskussion um den Bau eines Zentrums gegen Vertreibung in Berlin.

Sybille Nitsche

Mit der Glaskuppel des Reichstages einigte man sich auf eine „idealtypische Synthese aus Alt und Neu“

